

30. Juni 2001, Neue Zürcher Zeitung

Aus der Zeit gefallen

Eine Reise nach Drohobycz auf den Spuren des Schriftstellers Bruno Schulz

Drohobycz, die kleine altösterreichisch-polnisch-ukrainische Stadt in Galizien, wird für immer vermerkt sein in den Annalen der Poesie wie des Terrors. Denn Drohobycz ist die Stadt des genialen polnischen Erzählers Bruno Schulz - und aus Drohobycz sowie dem benachbarten Borislaw wurde 1942/43 ein Drittel der Bewohner abgeführt zum Erschiessen oder ins Gas.

Zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg war Drohobycz polnisch. Damals lebten drei Völker hier zusammen: die Ukrainer, die Polen und die Juden. Nach dem Krieg fiel Galizien der Sowjet-Ukraine zu. Übrig blieben die Ukrainer und wenige Polen. Der alte jüdische Friedhof wurde von den Sowjets mit grossen, vierstöckigen Häusern überbaut. Die Grabsteine nutzte man nach deutschem Vorbild für den Strassenbau. Nachts gehen die Menschen im Städtchen um wie Gespenster - weil die Strassen so dunkel sind. Und tagsüber gehen manche Gespenster um wie wirkliche Menschen: der dicke Finanzbeamte, den Freund Petro mit Händeschütteln an der Ecke begrüsst (der Mann, so ist zu sagen, hat ihn mit überzogenen Forderungen ruiniert, jetzt wird er aus Rache seine Tochter ins Amt einschleusen); das Mannequin, quittegelber Mantel, schwarze Lackstiefel, das langbeinig den Weg in die Vorstadt geht; die Bettlerin mit den verzückten Augen und den zerrissenen Schuhen; oder der Parkplatzwächter hinter seinem Gatter aus Draht und Blech.

Drohobycz liegt im hügeligen Vorland der Karpaten, sechzig Kilometer von Lemberg entfernt: etwa in der Mitte zwischen Moskau und Rom, zwischen Wildost und Wildwest. Die von Bruno Schulz in den «Zimtläden» beschriebene «Krokodilgasse», eine Mischung aus mythischer Vergangenheit und neuzeitlichem Kommerzialisismus, aus geborstenem Stuck und verderbten Posen, ist auch in der heutigen Ukraine wiederzufinden, ja scheint sich geradezu epidemisch verbreitet zu haben. - Schulz nähert sich der verrufenen Gasse aus der Vogelperspektive. In der Erinnerung fällt sein Blick auf Vater Jakubs gewaltige Wandkarte und «auf das ganze Tal der Tysmiencia, die sich als blassgoldene Schleife wogend durch eine Platte weit verstreuter Sümpfe und Teiche wand und durch gefaltete Vorberge, die sich zuerst in schütterten, dann immer engeren Ketten nach Süden erstreckten, ein Schachbrett mit rundlichen, immer kleiner und immer blasser werdenden Hügeln, je nachdem, wie sie sich zum goldenen und rauchigen Nebel des Horizonts hin entfernten. Aus dieser welken Ferne der Peripherie tauchte die Stadt empor und wuchs zur Mitte hin, zuerst noch in kaum differenzierten Komplexen, in geschlossenen Blöcken und Massen von Häusern, lediglich durchschnitten von den tiefen Schluchten der Strassen, um sich in grösserer Nähe in einzelne Steinhäuser aufzugliedern, gestochen mit der scharfen Klarheit jener Ansichten, die man durch ein Fernrohr betrachtet . . .»

Schon zu Lebzeiten setzt Schulz seine Stadt in die Vergangenheit. Als sei er selbst Teil jener «gefiederten Phantasmen», die das Hausmädchen Adela unbarmherzig aus den Räumen des Vaters kehrt: «Es erhob sich ein höllischer Nebel aus Federn, Flügeln und Geschrei, in dem Adela gleich einer rasenden Mänade, durch die Windmühle ihres Thyrsus gedeckt, einen Vernichtungstanz aufführte.» Noch lange Zeit später kreist ein launischer Vogelzug über dem Dach des elterlichen Hauses. So, aus grossem luftigem Abstand, aber mit scharfem Auge für das Detail, sieht und erfindet Bruno Schulz den phantastischen Kosmos der Kleinstadt.

EIN STURM WIRD KOMMEN

Aufgewachsen ist der Erzähler als Sohn des Seidenhändlers Jakub Schulz in einem kleinen verwinkelten Haus am «Ringplatz», ukrainisch: «Rynok», der Markt. Ein grosser quadratischer Platz, in den die einstöckigen Häuser wie Zuschauer hineinschauen. In der Mitte, eine Insel bildend, das turmbewehrte Rathaus. Ganz nah die polnische Kirche, die riesigen Buchen davor und ein Weg, der übergeht in einen kleinen trostlosen Park mit dunklen Bäumen, an dessen Rand Bruno Schulz erschossen wurde. Dem Park gegenüber befindet sich das ehemalige Haus des Judenrats. Und das «deutsche» Café. Das ehemals deutsche Café. Langsam kreist die Vogelwolke über den Dächern. Als seien Häuser und Menschen aus der Zeit gefallen.

Andrzej Chciuk, ebenfalls in Drohobycz geboren, in den vierziger Jahren nach Australien emigriert, überliefert in seinem Buch «Atlantyda» (der Titel spielt an auf Ostpolen als den untergegangenen Kontinent) eine Geschichte des Zeichners (und Zeichenlehrers) Bruno Schulz, der seine Staffelei vor den Holzhäusern der ärmsten Juden aufstellt. Einer seiner Schüler fragt ihn: «Herr Professor, wozu malen Sie diese alten Häuser? In Drohobycz gibt es doch so viele wunderschöne Villen, wunderschöne Gebäude. Warum malen Sie das?» Und Schulz antwortet: «Wissen Sie, junger Mann, es kommt bald ein Sturm. Und das alles wird verschwinden.»

Geblichen sind die Häuser aus Stein, die Plätze mit ihren biedereren Gesimsen und schlichten Teilungen, die katholische und die griechisch-katholische Kirche, die opernhafte Synagoge, die feierlichen Jugendstilbauten in der Mickiewicza, die Gartenhäuser und alten Villen aus der Zeit der kaiserlich-königlichen Monarchie mit ihren in Gelb und Rosa bröckelnden Fassaden. Schöne Villen, schöne Gebäude. Zwischen sie haben sich die traurigen Silos der Moderne geschoben. Die seltsam grauen, seltsam beschädigten Wohnkasernen und Menschenlegebatterien über den Gräbern der Stadt.

Eine junge «Karitas»-Ärztin vermittelt uns an den Leiter des Klubs der «Nationalen Wiedergeburt». Der Klub residiert in der Garderobe des ehemaligen sowjetischen Kulturzentrums: ringsum falscher Stuck, falsche griechische Säulen, falsche Lüster, falsche Zeit. Man nennt uns den Namen von Rabbi Weiss, der der winzigen jüdischen Gemeinde von Drohobycz vorsteht. Bald haben wir uns durchgefragt zu seinem Quartier, einem dreistöckigen, stiegenreichen, labyrinthischen Haus mit blinden Scheiben, säuerlichem Geruch und braunen Türen. Die Stiegen winden sich winkelig aufwärts wie in einem Turm. Auf unser Klopfen öffnet ein sehr alter, kleiner Herr die Tür und führt uns in seine dunkle, saubere Wohnung. Rabbi Weiss ist das Inbild des «Federmenschen»: zart und leicht, mit einem schmalen, fein geschnittenen Gesicht, nachdenklichen, fernen Augen - und schwarzen, scharf gezeichneten Brauen. Er ist, um mit Schulz zu sprechen, «ein Pensionist in der wörtlichen und vollen Bedeutung dieses Ausdrucks - und schon sehr weit fortgeschritten, erheblich avanciert in dieser Eigenschaft, also ein Pensionist hohen Grades».

VERWANDT

Maurycy Weiss, wie er mit vollem Namen heisst, war von Beruf Volkswirt. Die Stelle des Rabbis vertritt er provisorisch. Nach verschiedenen Brandanschlägen und einem Durchbruch der Decke ist die Grosse Synagoge nicht mehr benutzbar. So müssen sich die wenigen Juden von Drohobycz heute in verschiedenen Lokalen und Wohnungen treffen, um zusammen zu beten.

Geboren wurde Rabbi Weiss 1915 in Wien, wohin seine Eltern im Ersten Weltkrieg vor den Russen geflohen waren. Über seine Mutter, Sarah Hendel, ist er verwandt mit Bruno Schulz, bei dem er als Gymnasiast Zeichnen und Handarbeit lernte. 1938 beendete Weiss das Polytechnikum in Lemberg. Ein amerikanischer Onkel wollte ihn zu sich holen, aber der Krieg brach aus, und die Dokumente gingen verloren. Hitler besetzte das westliche Polen. Galizien geriet unter sowjetische Herrschaft. Sofort begannen die stalinistischen «Säuberungen». Er musste als Angestellter der Staatsbank in Drohobycz bleiben und

wurde im Juni 1941 in die Rote Armee eingezogen. Nach den ersten sowjetischen Niederlagen wurden alle Westukrainer, auch die Juden, aus der Roten Armee entfernt und zum Arbeitsdienst eingezogen. Innerhalb eines Monats, fast ohne Nahrung, hatte er als Häftling 1000 Kilometer zu Fuss zurückzulegen und landete im Nordural als Holzarbeiter. Als er 1956 nach Drohobycz zurückkam, fand er keinen seiner Angehörigen mehr lebend vor. Die Eltern waren im Bronizer Wald - zwischen 12 000 Menschen - ermordet worden. Nach zusätzlichem Studium arbeitete Weiss 25 Jahre lang als stellvertretender Direktor der Keramischen Industrie im Bereich Ökonomie und Finanzen. War dann als Rentner noch 11 Jahre in einer Kranfabrik tätig. Bezieht heute 95 Grieven (19 Dollar) Pension.

Wir gehen für zehn Minuten in die kleine Bar neben dem Stadtpark. Ein Mann, der uns deutsch sprechen hört, spendiert eine Lage Schnaps. Er heisst Petro, ist kräftig, vital, laut, witzig. Bald gesellt sich auch sein Freund, der jüdische Schneider, zu uns an den Tisch. Der Schneider hat nebenan seinen Laden - und zwar, wie sich herausstellt, in den Räumen des ehemaligen «deutschen Cafés». Man sagt, dass sich dort bevorzugt die deutschen SS-Leute trafen. Petro begleitet uns zur Pädagogischen Hochschule, wo eine Büste von Bruno Schulz stehen soll. Er bahnt uns den Weg über Treppen und Korridore, reisst an den Türen, fragt, ruft, zwinkert, fasst sich an die Stirn. Denn niemand weiss von der Büste. Er besucht mit uns eine der uralten Holzkirchen in Drohobycz, stopft Scheine in den Opferstock. Trifft den Finanzbeamten. Lädt uns am Ende zum Essen ein. Zu Bier, Kohl, Gemüse, Schnitzel, Wodka, Knoblauch, Suppe, Pirogen, Wodka. Der kleine Kellner springt, die Gläser werden über die Schulter in Scherben geschmissen, der Kellner holt Besen und Schaufel, Petro zieht ein Bündel lumpiger Scheine aus dem Hemd, sein Revolver fällt ihm aus der Tasche, lachend steckt er ihn wieder ein.

Die Wunder der Peripherie. Auf den Feldern zwischen Drohobycz und Borislaw wurde neben Salz seit alters Pech abgebaut: schwarzes Paraffinum. Dann begann mit den Ölbohrungen Ende des 19. Jahrhunderts ein rascher wirtschaftlicher Aufstieg. Aber der neue Reichtum ging einher mit wilden Formen der Ausbeutung. Die Proletarier und Verelendeten verschlug es vor allem nach Borislaw, wo sich zahlreiche Raffinerien befanden. Als im September 1939 die Sowjets in Galizien einmarschierten, stellten sie die Verhältnisse auf den Kopf. Bis 1941 wurden anderthalb Millionen Menschen aus der Westukraine und aus Westweissrussland nach Osten deportiert. Zu den Opfern der politischen Verfolgung gehörten vor allem Angehörige der polnischen und ukrainischen Intelligenz sowie alle, die ein eigenes Haus oder eigenes Land besaßen.

Bruno Schulz malte im Auftrag der Sowjets grosse Tafeln mit Marx, Lenin und Stalin, die in die Fenster des Rathauses gestellt wurden. Zu seiner Genugtuung verrann die Farbe der Bilder, als es während der grossen Parade in Strömen zu regnen begann. Dann kamen die Deutschen. Hinter dem Schlachtfeld verwandelten die Einsatzgruppen das Land in ein Schlachthaus, wo in kürzester Zeit eine halbe Million Juden mehr oder weniger öffentlich erschossen, vergast und in Lagern zu Tode gebracht wurden. Von vielen Menschen wurde die Arbeit der Henker missbilligt, aber nur von wenigen unterlaufen. In Borislaw gab es einen Berthold Beitz, der als junger Direktor der Petrolindustrie der «Pflicht des Herzens» folgte und zusammen mit seiner Frau den Verfolgten Unterschlupf gewährte, sie aus den Zügen holte und vor der Deportation rettete. In Drohobycz sass der Landwirtschaftsrat Eberhard Helmrich, der Hunderten von jüdischen Frauen half, indem er sie mit falschen Papieren als Haushaltsgehilfinnen nach Berlin schickte, wo seine Frau Donata sie in deutschen Familien unterbrachte.

ÜBERLEBENDE

Bewegende literarische Zeugnisse stammen von Überlebenden aus Borislaw und Drohobycz. In seinem Roman «Das Pferd Gottes» (dt. 1998) schildert der polnische Schriftsteller Wilhelm Dichter sein eigenes Erleben als Kind: die Stationen der Flucht, das Leben unter Betten, in Bodenkammern, Erdhöhlen, Brunnen, das Schicksal der Grosseltern, des Vaters, die eigene Einsamkeit. Im ersten der zwölf Lebensbilder aus Henryk Grynbergs «Drohobycz, Drohobycz» (dt. 2000) findet sich ein

Tonbandprotokoll Leopold Lustigs wiedergegeben, der als junger Mann die Verfolgungen in Drohobycz überlebt hat: «Herr Fliegner, ein Jude über fünfzig, legte beim Graben in einer halben Stunde zweimal eine Pause ein. Landau sah das vom Balkon aus, wo er sich mit seiner künftigen zweiten Frau sonnte - da nahm er den Karabiner und erschoss ihn . . . Schulz war wochenlang in der Halle des Arbeitsamtes auf einem Gerüst zu sehen. Er lag unter der Decke auf dem Rücken wie Michelangelo. Er malte im Auftrag Landaus. Auch in der Reithalle.» - Kurz nach unserem Besuch in Drohobycz wird der aufsehenerregende Fund der Schulz'schen Fresken in der ehemaligen «Landau-Villa» gemeldet - anschliessend deren teilweiser «Raub». Aber es waren keine ukrainische Banditen, die, wie man angenommen hatte, mit falschen Ausweisen in das Haus an der Tarnowska 14 eingedrungen waren, sondern Mitarbeiter der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem. Solchermassen wird der Künstler auch heute noch instrumentiert. Doch nicht nur die Wandbilder waren verschollen, ungeklärt ist bis heute das Schicksal des «Messias» geblieben, eines grösseren Werks, an dem Schulz zwischen 1934 und 1938 schrieb. Ein Manuskriptpacken aus den KGB-Archiven wurde 1987 über dunkle Kanäle zum Kauf angeboten, soll 1990 von einem schwedischen Diplomaten gesichtet worden sein und ist seitdem spurlos verschwunden.

Am nächsten Tag fahren wir hinaus zu Alfred Schreyer, einem Mann, von dem wir vielfach gehört haben. Auch er war ein Schüler von Schulz und hat als einer der wenigen die deutschen Lager überlebt. Zurzeit verbringt er eine Kur in dem Richtung Borislav gelegenen «Sanatorium zu den Karpaten». Auf abenteuerlichen Wegen durch verwilderte Birken- und Eschenwälder - vorbei an einer uralten Raffinerie, an moorigen Wiesen und Teichen - gelangen wir zu einem russischen Plattenbau von verwegener Hässlichkeit, fünf Stockwerke hoch. Alfred Schreyer ist Musiker. 78 Jahre alt, ein so freundlicher wie behutsamer Mann. Gebildet, aus gutem Haus. Der Gesang hat ihm das Leben gerettet. Als er auf einem der letzten Todesmärsche zusammenbrach, liess der deutsche Wachsoldat ihn liegen, denn er hatte ihn einmal singen gehört.

Vor dem Krieg, erzählt Schreyer, hat man Bruno Schulz überhaupt nicht gelesen. Seine Sprache war hochpolnisch: etwas Fabelhaftes, aber schwer zu lesen. Und nicht ohne Philosophie. Schulz, sagt er, muss man nicht lesen, sondern hören. Auch er hat bei dem kleinen, zarten Mann Unterricht gehabt und hat seinen Märchen gelauscht. Und er weiss vom Hergang des Todes von Bruno Schulz - und weiss, dass das Grab des Dichters keineswegs verloren gegangen ist. Schulz liegt zusammen mit den 230 Opfern des «wilden Donnerstags» vom 19. November 1942 auf dem neuen jüdischen Friedhof der Stadt. - Der lokale Gestapo-Kommandant Felix Landau hatte Schulz protegiert, weil er für ihn malte und Listen der geraubten Bibliotheksbestände führte. Eines Tages erschoss Landau den Zahnarzt Löw, der von Karl Günther, einem Kollegen, protegiert war. Aus Rache stellte Günther dem Schutzjuden von Landau nach. Während des «wilden Donnerstags» war es so weit: Schulz stand neben der Bäckerei. Plötzlich kam von oben, von der Mickiewiczzer Strasse, Günther, befahl ihm, sich umzudrehen, und schoss ihn zweimal in den Kopf.

Wie hatte Bruno Schulz in «Das Sanatorium zur Todesanzeige» geschrieben: «Ich gehe wie gewöhnlich von hinten durch den Hof, durch das Tor in der eisernen Umzäunung, und sehe schon von weitem den Hund auf seinem Wachtposten. Wie immer überläuft mich ein Zittern des Widerwillens bei diesem Anblick . . . Die zottige Bestie nähert sich mir in grossen Sprüngen, und da ist ihr Maul schon am Eingang des Altans und sperrt mich in der Falle ein. Halb tot vor Angst merke ich, dass die ganze Länge der Kette, die sie hinter sich über den Hof schleppt, abgewickelt ist und dass der Altan selbst schon ausserhalb des Bereiches ihrer Zähne liegt. Malträtiert, von Grauen zermalmt, spüre ich kaum eine Erleichterung. Auf den Füßen schwankend, einer Ohnmacht nahe, hebe ich die Augen. Niemals hatte ich sie so nahe gesehen - und erst jetzt fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Wie gross ist die Macht des Vorurteils! Wie mächtig die Suggestion der Angst! Welch eine Verblendung! Das war doch ein Mensch. Ein Mensch an der Kette, den ich in abkürzender, metaphorischer, pauschaler Vereinfachung unbegreiflicherweise für einen Hund gehalten hatte.